Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 26

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641020

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 26
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
29. Juni
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Jakob Heß.

Bergsee.

Umsilbert von Zinnen
Mit ewigem Schnee,
Blaut still und tiefeinsam
Im Hochland ein See.

Kein Blümchen, das farbig
Vom Ufer ihm lacht,
Nur Eisdiamanten
Beschert ihm die Nacht.

Er spiegelt der Sterne
Gottselige Glut;
Im Mondenglanz flimmert
Die schlummernde Flut.

Und dämmert die Frühe,
Dann lächelt der See;
Dann strahlt auf den Zinnen
Der ewige Schnee.

Bergerinnern.

Spitzchen überm Felsenkar,
Aller dumpfen Schwere bar,
Lenkst den Blick aus Dunst und Not
Himmelan ins Morgenrot.

Spitzchen hoch ob grauer Wand!
Lichtgrün prangt dein Schulternband.
Und dein Trotzkopf lächelt froh:
Schöner trefft ihr's nirgendwo!

Spitzchen, schlank und glanzumflirrt,
Hab' zu dir mich einst verirrt.
Jener Stunden helles Glück
Wünsch' ich oftmals mir zurück.

„Robinsonland"

Ein Roman von Wilhelm Poeck. 14

„Sehen Sie wohl. In solchen Dingen genügt bei einem so angesehenen Familiennamen die kleinste Andeutung."

„Warum die Rechnungen so plötzlich angeschneit kommen, ist ja auch schließlich ganz egal. Die Hauptsache ist die große Summe, die ich auf einmal flüssig machen soll."

„Wie hoch ist der Gesamtbetrag?"

„Etwa 4500 Mark."

„Nun, das ist ja kein Hals ab", lächelte der Kaufmann. „Wenn ich Ihnen irgendwie gefällig sein kann, verehrte gnädige Frau, gebieten Sie rückhaltlos über mich."

„Besten Dank. Daß die Sache für Sie eine Kleinigkeit bedeutet, weiß ich, Herr Güldenapfel. Aber für mich ist sie es nicht. Ich müßte dann also wieder bei Ihnen Schulden machen. Und die würden vom Kapital abgehen. Davon möchte ich nicht gern etwas abbröckeln. Es soll ja für Dietz und Lambert sein. Im Gegenteil, ich möchte es vermehren.. Sie haben es ja jetzt doppelt nötig."

„Sieh, sieh! Auch hierin bewährt sich Ihr neuer, plötzlich modern gewordener Charakter. Sie wollen also Ihr Geld kaufmännisch nutzbar machen? Spekulieren oder dergleichen? Das liebe ich. Und meinen Rat will ich Ihnen gern geben. Nur müßten Sie mir vorher ganz klaren Wein über Ihre pekuniären Verhältnisse einschenken."

„Das ist leicht getan. Ich habe ein Vermögen von nominell 120,000 Mark. Das ist zur Hälfte in 3prozentigen und zur anderen in 3½prozentigen Preußischen Konsols angelegt. Es ist nicht als in die Ehe eingebracht zu betrachten, sondern steht mir laut Vertrag völlig zur freien Verfügung. Selbstverständlich sind die Zinsen im Haushalt und für meine Sonderbedürfnisse mitverbraucht worden. Nun möchte ich natürlich bei dem augenblicklich sehr niedrigen Stand der Konsols nichts verkaufen."

„Versteh', versteh'. Klare Verhältnisse, wie sie für einen Beamtenetat am besten passen", lobte Güldenapfel. „Nur 'n bißchen simpel und altmodisch. An einen Umtausch gegen besser rentierende Papiere, Industriepapiere, gute hochverzinsliche Prioritäten oder dergleichen haben Sie wohl nie gedacht?"

„O, das hätte mein Mann nie gelitten."

„Ich meine, Sie können ganz selbständig über Ihr Vermögen verfügen."

„Das schon. Aber bislang habe ich natürlich immer meinem Mann die Verwaltung überlassen."

„Verwaltung? Es ist ja nichts zu verwalten als mit der Schere. Und von jetzt ab wollen Sie also allein darüber disponieren?"

„Ja. Ich betrachte es schon als Dietz' und Lamberts Vermögen. Ich stehe meinen Kindern gegenüber in schwerer Schuld. Die will ich auf jede Weise gut machen. Und darum auch das Vermögen so zu verwalten suchen, daß es sich nach Möglichkeit vermehrt, aber nicht geringer wird. Wie haben Sie's gemacht, Herr Güldenapfel?"

Der Kaufmann lachte, daß seine großen, englischen Pferdezähne bis an die Wurzeln sichtbar wurden. Frau Nautilius lachte mit.

„Nicht wahr, so dumm kann nur ein weiblicher Mensch fragen, der in geschäftlichen Dingen wie in allen andern bislang ein halbes Kind geblieben ist?"

„Sie werden schon klüger werden. Hoffentlich ohne Schaden! Denn in keinem Beruf kann man leicht mehr Haare lassen müssen als in meinem. Wie ich's gemacht habe? Auf vielerlei Weise. Augenblicklich zeigt sich das Ultimogeschäft als kleine Goldgrube."

„Sehen Sie, auch davon hört man nun so viel und versteht man gar nichts", klagte Frau Nautilius ihre geschäftliche Unkenntnis weiter an. „Ultimo! Das klingt so geheimnisvoll, beinahe unheimlich, so — so nach dem letzten Klassenplatz. Dabei kann man wohl furchtbar hineinfallen, wenn man nichts davon versteht, nicht wahr? Mein Mann nennt es sogar unsittlich."

„Ja, die moralischen Normen der Staatsanwälte sind ja allerdings meistens nicht die des Lebens", sagte Güldenapfel mit scharfem Lächeln. „Natürlich kann man beim Ultimo, wie bei jedem Börsenspiel, auf den letzten Klassenplatz kommen, wenn man, wie Sie soeben mit sehr richtiger Einsicht bemerkten, nichts davon versteht. Wenn man's aber versteht und außerdem Glück hat, kann man aber auch ebenso leicht einen ersten ergattern."

„Ach, Herr Güldenapfel", stieß Frau Nautilius heraus. „Ich halte Sie in Ihrem Felde, in diesem großen Turnierspiel ums Geld, für einen Meister. Ließe sich zum Beispiel diese Summe nicht dadurch fürs Kapital retten, daß Sie mich bei Ihrem Ultimospiel — so ein bißchen ins Schlepptau nähmen?"

Der Kaufmann lehnte sich in seinen Klubsessel zurück und stieß langsam eine Anzahl Dampfkegel durch seine mächtige Nase. Sie sah in diesem Augenblick einem Geierschnabel ähnlicher als einem menschlichen Organ. Und ähnlich so sahen seine Augen und sein ganzes Gesicht aus, in dem sich die Falten plötzlich so legten, als schnüre sie ein hinter ihm stehender unsichtbarer Geist zu einer Art Drahtnetz für lauter Ultimotelegramme zusammen.

„Sie wollen also mit einem Schlage aus dem Dalles raus? Ihr Mut gefällt mir. Ja, ich will Sie mitnehmen. Gerade jetzt bietet sich etwas besonders Günstiges. Eine so gute Chance in Brasilkaffee, wie sie lange nicht dagewesen ist. Natürlich müssen Sie einen ebenso großen Verlust wie Gewinn riskieren. Aber das ist in solchen Geschäften nun mal nicht anders."

„Ich glaube an Sie und wage den Betrag."

„Gut. Ihr Wort genügt mir als Deckung. Ich werde Sie also entsprechend engagieren. Die 4500 Mark darf ich wohl der Einfachheit halber, wenn Sie mir die Bankkonten der Geschäfte und die Einzelziffern mitteilen wollen, gleich auf diese überschreiben lassen? Sie haben die Freundlichkeit, einen Dreimonatswechsel über die Gesamtsumme zu unterzeichnen, und ultimo September rechnen wir ab."

„Lieber Herr Güldenapfel, Sie wissen nicht, wie dankbar ich Ihnen bin, daß ich die Sache mit Ihrer Hilfe auf diese Weise erledigen kann."

„Ja, es ist besser, Ihr Gatte erfährt nichts davon."

„Ich möchte wohl wissen", sagte Frau Nautilius nachdenklich, „wie Pastor Edlessen über solche Geschäfte denkt."

„Ueber die verschiedenen Arten des kaufmännischen Geschäftsverkehrs dürfte der geistliche Herr wohl kaum ein sachlich-kompetentes Urteil haben."

„O, Pastor Edlessen ist ein Mensch, von dem man in jeder Hinsicht ungemein viel lernen kann."

„Wir wollen hoffen, daß unsere Söhne von seiner Hallignatur möglichst viel profitieren", sagte Güldenapfel mit kaufmännischem Lächeln. „Dazu geben wir sie ja hin."

Hier verabschiedete sich Frau Nautilius von dem Kaufmann in der Ueberzeugung, ihre Angelegenheiten diesmal in bester Weise besorgt zu haben. Sie erwiderte seine tiefe Verbeugung mit freundlichem Lächeln und ließ sich heute den Handkuß ohne Widerstreben gefallen. Auch kam es ihr jetzt vor, ihre Freundin Lotte Kramer habe doch wohl keine so große Geschmacklosigkeit begangen, als sie ihm damals ihre Hand reichte. Denn, mochte man über die unsittlichen oder sittlichen Kräfte des Geldes denken wie man wollte: man mußte Güldenapfel als Kaufmann, als genialen Beherrscher seines großen, vielverzweigten geschäftlichen Schachbrettes mit seinem schwierig zu regierenden goldenen Figurenspiel doch bewundern, in seiner Art nicht minder als Edlessen wegen seines Menschentums.

22.

Im Salon des Nautiliusschen Hauses saßen der Staatsanwalt, seine Frau, Güldenapfel und Pastor Edlessen einander gegenüber. Alle waren in Schwarz gekleidet. Sie kamen aus der Strafkammersitzung, in der vor einer halben Stunde das Urteil gesprochen worden war. Pastor Edlessen war besonders von Süderhörn herübergekommen, um der Verhandlung mit beiwohnen zu können.

Das amtlich-ernste Gesicht des Staatsanwalts war schmerzlich bewegt. Frau Nautilius schluchzte leise vor sich hin. Güldenapfel blickte wütend drein. Pastor Edlessen, der in seinem gewaltigen, langschößigen, schwarzen Gehrock, von hinten betrachtet, wie das jüngste Gericht in eigener Person aussah, zeigte von vorn eine gelassene, fast heitere Miene.

Er ergriff zuerst das Wort.

„Vernichtend!" sagte er.

„Ja, vernichtend für die armen Jungen", bestätigte Frau Nautilius weinend.

„Wie soll sich mit diesem Urteil ein Gnadengesuch motivieren lassen", rief Güldenapfel. „Ich beantrage Revision. Es wird sich schon ein Formfehler finden lassen."

„Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, Herr Güldenapfel", sagte Nautilius, „so lassen Sie lieber die Formfehlerfrage auf sich beruhen. Bei einer neuen Verhandlung könnten möglicherweise nachträglich noch sehr unliebsame andere Dinge zur Sprache kommen."

„Aber bei einem so vernichtenden Urteil, wie Herr Pastor Edlessen ganz mit Recht sagt, soll ich mich beruhigen? Sie Herr Staatsanwalt, werden es natürlich tun. Halten Sie es denn nicht für zu hart?"

„Herr Güldenapfel, ganz objektiv gesprochen: wenn ich als urteilender Richter mit am grünen Tisch gesessen hätte, würde ich wahrscheinlich für eine noch härtere Strafe gestimmt haben. Jetzt, wo es sich herausgestellt hat, daß die Bretter in der Indianerhöhle gar nicht von Ihrem Speicher

stammten, sondern von dem Holzlager nebenan — und daß Ihr Peter und durch ihn verführt, auch die anderen die Schokolade und so weiter immer feste aus vernagelten Exportkisten genommen haben, statt aus den Hausvorräten, liegt der Fall tatsächlich sehr schwer."

„Weil Ihr Lambert den Mund nicht gehalten hat", grollte der Kaufmann. „Und weil es mir unmöglich war, ihn diesem weggejagten Kerl von Speicherarbeiter, der sich in letzter Minute als Zeuge gemeldet hat, rechtzeitig zu stopfen."

„Herr Güldenapfel, betrachten Sie doch den Fall auch, wie ich, vom Standpunkt des Staatsbürgers. Jetzt ist es doch vollkommen klar, daß ein tatsächlich schwer krimineller Zug durch diese ganze Indianerspielerei gegangen ist. Das hat das Gericht mit vollem Recht betont."

„Bretter hin, Schokolade her, es ist durch ein Dutzend und mehr Presseartikel nachgewiesen, daß die Hauptgeschichte, die Heinemannsche Sache, ein purer Dummerjungenstreich war", rief Güldenapfel in vollem Aerger.

„Und ich muß als Jurist und Staatsbürger gegen solche wilde Preßkritik den schärfsten Protest erheben, obgleich es sich um meine eigene Söhne handelt", erklärte der Staatsanwalt feierlich.

„Wilde Preßkritik? Wenn anerkannte juristische Kapazitäten, erste moderne Schriftstellernamen sich in diesem Sinne aussprechen?"

„Herr Güldenapfel", sagte der Staatsanwalt leise, den Kaufmann fest ansehend, „sollten diese modernen Schriftstellernamen und möglicherweise auch diese juristischen Kapazitäten sich wohl aus völlig freien Stücken so günstig über die Fehltritte unserer Söhne geäußert haben?"

C. Beckmann: Großmutters Liebling.

„Ach was!" rief Güldenapfel. „Es ist selbstverständlich, daß man in solchem Fall rumgeht und sich an die Leute wendet, die mit ihren modernen Anschauungen und ganzem gesunden Menschenverstand mit anderen gesund empfindenden Menschen übereinstimmen. Etwas anderes habe ich auch nicht getan. Herr Pastor Edlessen, welcher Ansicht sind Sie? Soll man sich bei dem Urteil beruhigen?"

Edlessen unterbrach ein gedämpft geführtes Gespräch mit Frau Nautilius. Deren Tränen waren versiegt, und sie schaute jetzt ganz zuversichtlich drein.

„Ich glaube, zu dem Standpunkt des Herrn Staatsanwalts werde ich mich nicht so leicht bekennen", sagte Edlessen. „Denn wir weichen ja in unseren Meinungen grundsätzlich" — das Wort ‚grundsätzlich' rief der Halligpastor mit seiner allerlautesten Stimme — voneinander ab. „Nein, wenn ich das Urteil vernichtend schelte, so bezieht sich das nicht auf die Jungen, sondern auf das Gericht."

„Na also", rief Güldenapfel, Frau Nautilius erstaunt anblickend.

„Das heißt", fuhr Edlessen fort, „für Sie ist es nicht minder vernichtend, Herr Güldenapfel."

„Nanu?"

„Frau Nautilius hat mich über Ihre Absichten informiert. Sie wollten das Gericht suggestiv vergewaltigen. Nämlich durch die von ihnen gekauften Federn. Diesmal hat also die Macht des Geldes versagt."

„Hören Sie mal, Verehrtester, Sie drücken sich aber höllisch direkt aus", rief Güldenapfel.

„O, ich bin überzeugt, wenn Sie es für aussichtsvoll gehalten hätten, würden Sie sogar versucht haben, es unmittelbar zu kaufen", sagte Edlessen, völlig unbekümmert über die Zornesblicke des Kaufmanns. „Denn wenn das Gericht von ‚Kriminalität' sprach, hat es in erster Linie Ihren Sohn gemeint. Das wissen Sie auch ganz gut."

„Nun, das konnte man sich ja denken, daß ein Herr von der geistlichen Fakultät die Kollegenschaft von der weltlichen nicht im Stich lassen würde", rief Güldenapfel grimmig, abwechselnd den Pastor und Nautilius ansehend.

„Allerdings auch insofern nicht, als das Gericht mit völligem Recht getadelt hat, daß die Aufsicht der Elternhäuser eine gänzlich unzureichende gewesen ist, fuhr Edlessen fort, seinerseits Nautilius und Güldenapfel ansehend.

„Sie wollen uns wohl nachträglich noch den Kopf mit Pastorenseife waschen?"

„Das könnte Ihnen wenigstens nicht schaden", Herr Güldenapfel", sagte Edlessen seelenruhig, „denn Sie haben diesen Artikel jedenfalls lange nicht in Gebrauch genommen. Ferner hat das Gericht eine gewisse Helligkeit des Blicks bewiesen, indem es ausgeführt hat, daß diese Art der Aufsicht von derjenigen in anderen Familien gleicher Kreise nicht sehr verschieden gewesen sei. Mit anderen Worten, es hat damit gesagt: wir feinen Leute haben keine Zeit für unsere Kinder. Sehen Sie, damit hat es sich schon ganz hübsch selbst verurteilt."

„Mein Gott, wozu sollen solche unfruchtbaren Syllogismen führen, Herr Pastor?" mischte sich wieder Nautilius mißmutig ein.

„Um ein bißchen Gesellschaftskritik zu üben, Herr Staatsanwalt. Als Triebfedern der Handlungen hat das Gericht Genußsucht festgestellt — das geht in erster Linie auf Ihren Peter, Herr Güldenapfel —, einen rüden Hang zum Herumwildern — das geht auf ihren Dietz, Herr Staatsanwalt — und einen bei Kindern gebildeter Stände einfach unerklärlichen Mangel an Ehrfurcht vor dem allgemeinen Sittengesetz — das geht auf sie alle. Und hierin hat es wiederum sich, das heißt der eigenen Gesellschaftsklasse, ein vernichtendes Urteil gesprochen. Denn wer hat ihnen die Genußsucht vorgemacht? Und wer zwingt ganze gesellschaftliche Kreise hinein? Ich glaube, in dieser Stadt nicht zum wenigsten Ihre großen ortskundigen Schlemmerfeste, Herr Güldenapfel — ja, Sie müssen nicht böse sein, wenn ich mich nach den Eltern meiner künftigen Schützlinge so 'n bißchen umhöre."

„Ach, gnädige Frau, Sie erlauben wohl, daß ich mir 'ne Zigarette anstecke, von meiner Sorte, um mich, nee, uns alle drei 'n bißchen auszuräuchern", sagte Güldenapfel, sein Etui herausziehend.

„Den Hang zum Herumwildern", fuhr Pastor Edlessen lächelnd fort, „haben wir Menschen in der schönen Zeit der Flegeljahre alle. Gott sei Dank, möchte ich beinah sagen. Denn das ist im Grunde nichts anderes als die Reaktion gegen Schulbank und gymnasialen Drill. Den Hang sollten wir eigentlich bis an unser Lebensende so 'n bißchen pflegen, um innerlich jung zu bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Otto Rudolf Salvisberg,

Architekt in Bern und Berlin,
Professor an der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich.

Die Besetzung der beiden durch Demission frei gewordenen Lehrstühle für Architektur an der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich hat der Wichtigkeit der Frage entsprechend die interessierten Kreise lebhaft beschäftigt und in Atem gehalten. Es ging eben dabei um Kunstprinzipien, die in einer nahen Zukunft greifbare, weithin sichtbare Realitäten sein werden. Denn so wie die junge Architektengeneration belehrt und geleitet wird, so baut sie auch, und der an maßgebender Stelle stehende Architekturprofessor hat es also in der Hand, dem Bauen der nächsten Zukunft seinen Stempel aufzudrücken. Wem es nun nicht gleichgültig ist, wie das bauliche Gesicht seines Heimatlandes in den nächsten Jahren sich verändert, der interessiert sich auch um die Baugesinnung der Männer, die den Architektur-Katheder in Zürich besteigen.

Die Entscheidung ist bereits gefallen. An die Stelle der Professoren Guhl und Moser sind gewählt die Herren Dr. Dunkel in Düsseldorf, ein Baselbieter, und O. R. Salvisberg in Berlin. Herr Salvisberg ist Berner, genauer ein Bürger von Köniz. Dieser seiner bürgerlichen Herkunft wegen und weil auch sein Künstlertum in Bern voll zur Geltung gekommen ist, möchten wir ihn vorab unseren Lesern vorstellen.

Architekt Professor Otto Rudolf Salvisberg, Berlin-Zürich,
der neue Professor für Architektur an der Technischen Hochschule in Zürich

Herr Professor Salvisberg hat sich seit zwei Dezennien fast ausschließlich in Deutschland betätigt, vorab in Berlin, wo er sich auch sein Heim, ein geräumiges Wohnhaus, im Geiste der neuen Sachlichkeit erbaut hat (siehe Abbildung Seite 381). Er ist in Deutschland wohl einer der ersten Architekten gewesen, der die aus den Notwendigkeiten der Zeit entstandene neue Baugesinnung in Tat umsetzte. Der Krieg brachte den Zusammenbruch des alten politischen Systems, den Aufstieg der Masse zur Macht, und daraus hervorgehend einen Bauwillen, der den gesteigerten Wohnbedürfnissen der Millionen gerecht zu werden strebt. Die Ansprüche dieser Millionen auf durchsonnte und durchlüftete Wohnungen nötigte die Architekten des neuen Deutschland, ihre Bauideale umzubilden; nicht äußerer Prunk, sondern innere Zweckmäßigkeit; nicht protzige, überladene Fassaden, sondern sachliche, das Maximum von Nützlichkeit und Wohnlichkeit erstrebende Grundrisse, sie wurden das Signum der neuen Architektur. Die Fläche wurde dominierendes Element in der Bauästhetik, und unter ihr verschwand alles Plastische als unsachlicher Luxus, als Ausdruck überlebter Aeußerlichkeit, die mit den innern Notwendigkeiten des Lebens nicht mehr harmonierte. Dies namentlich in Deutschland, wo alles auf Konzentration, Energie, Leistung eingestellt ist. Diese innern Voraussetzungen des neuen Stils treffen glücklich zusammen mit einem neuen Baumaterial (Eisenbetton), das Billigkeit bietet und strenge Sachlichkeit fordert, und so konnte die Architektur eigentlich sich nur durch die Kräfte treiben lassen, die in der Zeit lagen.